# Wahres Gold : Erzählung

Autor(en): **F.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **178 (1899)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374213

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

# Wahres Gold.

Erzählung von Fr. B.

Auf dem schönsten Platze am Markte lag das Haus des Schmiedemeisters Steinlin, groß, fest und sauber, des Mannes, der darin wohnte, angemessen.

Droben im Wohnzimmer wurde heute Familienrath gehalten. Von aller Arbeit weg war man während des Vormittags schnell zusammengetreten, um über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen.

Meister Steinlin, mit rußigen Händen und Armen, schritt im Lederschurz die Stube auf und nieder. Elsa und Fanny, die beiden Töchter, die ebenfalls an ihren häuslichen Geschäften gewesen waren, saßen erwartungsvoll am Tische und sahen auf die Mutter, die einen Brief, den der Postbote vorhin gebracht, immer und immer wieder las.

Einen Augenblick herrschte beinahe peinliches Schweigen.

Endlich hielt der Vater, eine hohe, starke Gestalt, seine Schritte inne und fragte: „Nun, was meinst Du, Mutter?"

Die Angeredete las die angefangene Seite langsam zu Ende, nahm dann die Brille ab und sprach erregten Tones: „So geht's. So kann man seine Kinder groß ziehen, sie schulen und bilden lassen, und wenn man meint, man könne Freude an ihnen erleben, so gehen sie beim Heirathen ihrem eigenen Kopfe nach! Nein, das hätte ich von Otto am allerwenigsten erwartet, alle meine Hoffnungen in ihm getäuscht zu sehen! Von einem jungen Arzt, der ja nur wählen kann unter den reichsten Töchtern, ist es gewiß zum mindesten recht unklug gehandelt, sich mit einem einfachen Bürgermädchen zu verheirathen. Das wird ihm die ganze Praxis verderben; abgesehen davon, daß man dabei vielleicht in Verwandtschaften hineingeräth, die einem durchaus nicht passen. O, ich freute mich schon so lange darauf, er werde uns einst eine Schwiegertochter zuführen, deren Reichthum sie als eine der begehrenswerthesten Parthien erscheinen lasse und von der man in der ganzen Stadt mit Erstaunen rede. Nun aber diese Agnes! Ich thue ihr ja nichts; sie ist brav und arbeitsam, und die Familie ist unbescholten. Mag sie auch Anwartschaft auf ein Vermögen von fünfzehntausend bis zwanzigtausend Franken besitzen, das ist doch höchst bescheiden für einen Arzt von dem Wissen, dem Charakter und der Person unseres Otto. Nein, niemals wird diese Agnes Müller unser Haus betreten! Meinst Du nicht auch, Vater?"

Sie war aufgestanden und wischte sich eine Thräne des Unmuthes aus dem Auge.

Der Vater entgegnete: „Beruhige Dich, Mutter. Zwar liegt mir die Sache auch nicht ganz nach Wunsch; aber schau, es ist in solchen Angelegenheiten immer so gegangen wie jetzt bei uns; alt ist nicht jung, und jung ist nicht alt. Dann kann ich nicht recht begreifen, wie Du Dich so gegen den Bürgerstand aussprechen kannst. Was sind denn wir anders, als eben auch Bürgersleute, wenn auch recht habliche? Deßhalb sei es ferne von uns, andern daraus einen Vorwurf zu machen, oder sie als minderwerthig anzusehen. Und dann höre! Können wir unsern Kindern wohl mehr hinterlassen, als jedem etwa fünfzehn- bis zwanzigtausend Franken, also genau so viel, wie Agnes Müller dereinst auch erhalten wird? Wir haben vier Kinder, da geht das Vermögen eben in vier Theile, und die Erziehung, die Alle genossen, die hat auch etwas gekostet. So wird es eben auch bei Müllers sein. Otto schreibt, Agnes sei in einem französischen und einem italienischen Pensionate gewesen und beherrsche beide Sprachen, sei ein gebildetes Mädchen, kenne die Buchhaltung, besorge daheim das Hauswesen wie eine Magd und verstehe zu kochen und zu flicken, daß es eine Freude sei. Was meinst Du, wiegt das nicht ein großes Vermögen eines Modedämchens auf, das glänzende Ansprüche macht und seine Hauptkunst darin sieht, die Einkünfte ihres Mannes auf recht angenehme und geräuschvolle Weise bald in diesem, bald in jenem Bade unter die Leute zu bringen und auf diese Art von sich reden zu machen? Ich sehe also nicht ein, was Du an Agnes auszusetzen hast."

„Auszusetzen? Eben das, daß sie keine ganz glänzende Parthie ist, wie ich sie mir immer gewünscht."

„Mutterle, Mutterle", besänftigte sie der Vater, „nur nicht oben hinaus? Bin etwa ich eine glänzende Parthie? Da schau, dieses schwarze Schurzfell, diese rußigen Hände! Soll uns etwa eine Schwiegertochter in's Haus kommen, welche das Näschen rümpft, wenn sie mich am Ambos stehen sieht? Wäre Dir das lieber? Besinne Dich zweimal, ehe Du Otto antwortest und über Agnes den Stab brichst."

„Meister, schnell herunterkommen, der obere Müller ist mit seinen vier Schimmeln da. Sie lassen sich von keinem Andern beschlagen als von Euch; es ist, als ob heute der Kuckuck in sie gefahren sei, so wild und ungeberdig stellen sie sich an." So

rief in diesem Augenblicke eine Stimme, und Lorenz, der Lehrjunge, streckte sein geschwärztes Gesicht zur Thüre herein.

„Gleich, Lorenz, gleich."

Meister Steinlin that noch einen Zug aus dem Mostglase, und mit den Worten: „Thue nun, was Du für gut findest, Mutter", verließ er die Stube.

„So, jetzt wissen wir so viel wie vorher", schmollte die Mutter. „Ist das eine Art, so leicht über diese Angelegenheit hinwegzugehen! Wenn Otto so anfängt, so werdet am Ende Ihr Beide, Elsa und Fanny, auch heirathen wen Ihr wollt. Aber dem werde ich vorzubeugen wissen. Otto soll an den Brief denken, den ich ihm nun schreiben werde. Nein, niemals kommt Agnes als Schwiegertochter in die Schmiede am Marktplatz."

* * *

Dr. med. Otto Steinlin, der sich seit einiger Zeit in der Kantonshauptstadt als Arzt niedergelassen hatte, machte sich zum Ausgehen bereit, um Agnes zu dem versprochenen Spaziergange abzuholen. Wieder war die Sprechstunde vergangen, ohne daß ein einziger Patient erschienen. Er war noch wenig bekannt beim Publikum, denn es widerstrebte seiner bescheidenen Art, sich als Neuling in allen Gesellschaften selber vorzustellen.

Da erschien der Postbote und überreichte ihm nebst einem Briefe eine auswärtige medizinische Wochenschrift. Sie enthielt eine sehr lobende Besprechung über eine von ihm verfaßte wissenschaftliche Arbeit, auf die er mehrere Jahre angestrengtesten Studiums verwendet hatte. Sein Auge leuchtete freudig auf. Der Mann, der hier die Vorzüge seiner Arbeit anerkannte, genoß in den Gelehrtenkreisen des Auslandes und seiner Heimat eines bedeutenden Rufes.

„Gottlob, es beginnt zu bessern", sagte der junge Arzt. „Die Genugthuung, meine Leistungen in diesem Kreise von Fachmännern anerkannt zu sehen, hilft mir über das peinliche Gefühl hinaus, hier umsonst auf Patienten warten zu müssen. Meine Zukunft ist gesichert. Eine solche Empfehlung von solcher Seite wiegt die Lobsprüche eines ganzen Dutzends älterer und jüngerer Damen auf. Wie wird sich Agnes freuen!"

Erst jetzt richtete er seine Blicke auf den Brief. Er kannte die Handschrift der Mutter. Erblassend las er die Zumuthung, Agnes aufzugeben, da dieselbe eine zu wenig glanzvolle Parthie für ihn sei.

„Zu wenig glanzvoll?" murmelte er bitter vor sich hin. „Nun, es kommt eben darauf an, was man unter Glanz versteht; auch der Goldschaum glänzt, mag er daneben auch werthlos sein. Ich bat die Mutter um ihren Segen. Meine Pflicht als Sohn habe ich gethan. Im Uebrigen bin ich ein Mann, der selber weiß, was er zu thun hat. Die Zeit wird meine Mutter darüber belehren, daß ich an Agnes nicht Goldschaum, sondern wahres Gold gefunden. Nie und nimmer werde ich mich von ihr trennen."

Ernst, aber voller Zuversicht auf die Zukunft theilte er Agnes die Antwort der Mutter mit. Zudem machte er sie mit seiner Absicht bekannt, die Hauptstadt zu verlassen, um sich in seinem Heimatstädtchen anzusiedeln. „Dort", so sagte er, „brauche ich nicht um Freundschaft und Wohlwollen zu betteln. Vom Stadtammann bis zum alten Kobele draußen im Armenhaus kennt mich Jedermann. Eine lohnende Praxis ist mir dort sicher, und zudem werde ich auch eher Zeit finden, mich weiter fortzubilden, als hier in der Großstadt. Da lies. Freust Du Dich nicht?"

Er überreichte ihr die Zeitschrift.

Agnes lächelte beseligt vor sich hin. Dann schlang sie die Arme um seinen Hals und sprach: „Du lieber, guter Otto, wie ich Dir dieses Glück gönnen mag!"

Otto schloß die Geliebte an sich. Im Vereine mit ihr durch das Leben zu wallen, ihr jeden Abend von seinen Arbeiten und Erfolgen zu erzählen, erschien ihm für die Zukunft als der Inbegriff irdischen Glückes.

„Aber Deine Eltern?" fragte Agnes. Der Muth begann ihr schon wieder ein wenig zu sinken. „Wie werden sie sich zu uns stellen? Werden wir in Deiner Heimat nicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein, wenn sie mit unserer Verheirathung nicht einverstanden sind?"

„Gerade Deinetwillen freue ich mich, in ihre Nähe zu kommen. Sie sollen Dich kennen lernen und sich überzeugen, daß ich echtes, wahres Gold von Flittergold zu unterscheiden wußte. Wenn sie Dich einmal kennen, so werden sie Dir Achtung und Liebe nicht versagen können."

* * *

Der Hochzeitstag war vorüber. Auch Ottos Eltern und Geschwister hatten an der Feierlichkeit theilgenommen, der Vater mit fröhlichem Herzen, die Mutter durch die Verhältnisse genöthiget; denn sie war trotz ihrer Abneigung gegen Agnes eine zu kluge Frau, um müßigen Zungen zu öffentlichem Gerede Anlaß zu geben. Es widerstrebte ihr, einen Familienzwist an die große Glocke zu hängen.

Sie benahmen sich gegen ihre Schwiegertochter anständig und freundlich. Elsa und Fanny gewannen Agnes schon am ersten Tage lieb.

Und der Vater? Der war nicht weniger befriediget.

In bester Laune stand er am Tage nach dem Hochzeitsfeste wieder am Ambos und lächelte schalkhaft vor sich hin, als die Mutter in die Schmiede trat und nach verschiedenen Redewendungen endlich sagte: „Du, Vater, es schickt sich nicht anders, wir müssen Otto und Agnes doch auch eine Aussteuer senden. Es ist nur wegen den Leuten."

Er sah mit Vergnügen, daß sich das Blättlein schon bedeutend zu Gunsten des jungen Paares gewendet hatte.

Der junge Arzt wurde sehr beliebt bei seinen Mitbürgern. Man brachte dem verständigen, leutseligen Manne, der seinen Beruf so ernsthaft erfaßte und sich namentlich gegen die Armen ungemein theilnehmend zeigte, volles Vertrauen entgegen. Einige glückliche Kuren sicherten ihm eine reiche Praxis, und der alte Kobele im Armenhaus, den er mittelst einer gelungenen Operation von seinem mächtigen Kropfe befreite, trug das Lob des wackern Doktors von Haus zu Haus, wenn er mit Sand oder Kienholz hausirte.

Die Frauenwelt lernte Agnes bald achten und lieben. Man erkannte bald, daß Frau Dr. Steinlin nicht nur eine freundliche, sondern auch eine verständige Gattin sei. Wenn sie bei Operationen ihrem Manne kaltblütig assistirte und muthvoll und kaltblütig Hülfe bot, wo überspannte Gänschen bekannten Schlages in Ohnmacht fallen zu müssen glaubten, dann erschien sie selbst ihren Neiderinnen als das Urbild einer Doktorsfrau von echtem Schrot und Korn. Keiner der bestehenden Frauenvereine wollte es sich deshalb entgehen lassen, Agnes im Komite zu sehen. Zwar wollte es ihr anfänglich nicht recht gefallen, in solchen Aemtern, die sie oft von ihrem Gatten und von ihrem Kinde wegzogen, ihre Wirksamkeit außer die vier Wände ihres Heims zu verlegen. Als aber Otto sie dazu aufforderte, da nahm sie die Einladungen an.

Auch in diesen Vereinen übte sie bald einen Einfluß aus, dem sich Niemand entziehen konnte. Was sie als Pflicht erkannte, das wurde von ihr auch bis zum letzten Pünktchen als solche behandelt. Klatschbasereien hörten auf, sobald sie die Verhandlungen begann, und der Gedanke, sich in Vereine zusammen zu thun, um Gutes zu schaffen, war unter ihrer Leitung nicht nur Vorwand, sondern goldlauterer Zweck, dem sich nach und nach auch jene Mitglieder nicht mehr entziehen konnten, die anfänglich weniger guten Willens waren.

Eines Abends stand Vater Steinlin im Halbdunkel unter dem Vordache seiner Schmiede, als eben der Jochenseppli und der Hans beim untern Thor vorbeigiengen, zwei Familienväter, die nicht gerne arbeiteten und deshalb ihre Familien ehemals vom Frauenverein hatten unterstützen lassen.

„Du, das ist eine Kuragirte, die junge Dokterin", sagte der Jochenseppli, „die probir' ich kein zweites Mal wegen der Bleichsucht meiner Frau und wegen des Uebelmögens meiner Kinder, sowie wegen meines schlechten Verdienstes anzulügen. Die hat mich nicht übel abgeputzt. Herrgott, wie bin ich dagestanden!"

„Ja, ja, die schönen Tage von Aranjuez sind jetzt zu Ende, so sagte allemal unser Sekundarlehrer. Wir werden wieder arbeiten müssen wie andere Christenmenschen, wenn's am Abend zu einem Schluck langen soll! Wenn sie einen mit ihren stahlgrauen Augen ansieht, so schaut sie einem bis in die innerste Herzensfalte hinein und findet heraus, wo der Schalk verborgen ist." So bekräftigte der Hans beim untern Thor.

Dann trotteten die Beiden vorbei, ohne Meister Steinlin bemerkt zu haben. Dieser lächelte befriedigt vor sich hin und schloß die Flügel der Thüre.

Droben erzählte er der Mutter, was er soeben gehört. Auch diese freute sich der Tüchtigkeit ihrer Schwiegertochter. Immer mehr und mehr konnte sie sich mit der Heirath ihres Otto aussöhnen.

* * *

Jahre vergiengen. Im Doktorhause spielten fröhliche Knaben und rosige Mädchen, die Lieblinge des Großvaters und der Großmutter drüben in der Schmiede am Marktplatz, wo es inzwischen ein neues und diesmal ein wirkliches Kreuzlein zu tragen gab.

Karl, der zweite Sohn, Kaufmann von Beruf, hatte auch eine Frau heimgeführt, ganz nach der Mutter Geschmack, reich, stolz, vornehm, stets darauf bedacht, den Glanz ihres Namens zu entfalten. Sie wohnten in einer entfernten Stadt, besaßen eine prächtige Villa, hielten eigene Equipage und waren stets dabei, wenn es galt, zu zeigen, daß man nicht wie Kleinbürger darauf angewiesen sei, ängstlich mit dem Einkommen zu rechnen. Karl schrieb in jedem Briefe, wie glücklich er sich fühle, wußte aber immer Gründe anzugeben, die ihn abhielten, einmal mit seiner Gemahlin in die Heimat auf Besuch zu kommen. Als kluge Frau verstand die Mutter aber zwischen den Zeilen zu lesen, und das Resultat, zu welchem sie gelangt, hieß: „Der Vater und ich sind der Schwiegertochter nicht vornehm genug." Das kränkte sie mehr, als sie es merken ließ, und wenn sie sich auch von Agnes immer noch fern hielt, so schloß sie doch deren Kinder täglich mehr in ihr Herz.

Eines Tages wurde Dr. Steinlin zu einem schwerkranken Patienten gerufen. Bauunternehmer Dozetti, ein älterer, alleinstehender Mann mit großem

Vermögen bedurfte seiner schleunigen Hilfe. Durch einen Fall in einem Neubau hatte er den Rückgrat gebrochen. Der Arzt untersuchte ihn. War die Verletzung auch schlimm und stand dem Verunglückten ein langwieriges Krankenlager bevor, so zeigte sie sich doch nicht tödtlich. Kaum fühlte er sich wieder recht bei Sinnen, so fragte er nach Casamaggio, seinem Geschäftsführer.

Sonderbarer Weise hatte in den letzten Tagen gar Niemand an denselben gedacht. Er war auch nie erschienen, um sich nach dem Befinden seines Prinzipals zu erkundigen.

Gar bald stellte sich heraus, daß Casamaggio die Verwirrung benützt und mit einem Theil der Kasse das Weite gesucht hatte. Er war ein Spieler und Verschwender und sah in der Flucht das einzige Mittel, den drängenden Gläubigern zu entgehen.

Wer sollte nun, wenn auch ein tüchtiger Polier gefunden werden konnte, in der ersten Zeit die dringenden italienischen, französischen und deutschen Korrespondenzen besorgen? Wer die Kasse führen?

Otto, der mit seinem Patienten schon längst befreundet war, wußte Rath. Er fragte nach seiner Heimkehr Agnes, ob sie nicht diese Gelegenheit benützen wolle, um Dozetti einen Dienst zu erweisen, es sei ja nur für kurze Zeit.

Frau Agnes sagte lächelnd zu und war erstaunt über die Freude, die darüber der Freund ihres Mannes bezeugte. Täglich begleitete sie ihren Gatten auf seinen Krankenbesuchen zu Herrn Dozetti und führte Korrespondenz, Buchhaltung und Kasse in einer Weise, daß der Polier, der nach vierzehn Tagen eintraf, seinen Prinzipal fragte, ob denn die Frau Doktor ehemals auf einem Baubureau thätig gewesen sei.

* * *

Sonntagsfrühe, Sonntagsfriede. Die Mutter in der Schmiede am Marktplatz rüstete sich zum Kirchgang, schweren Herzens; denn das Kreuzlein, das ihr vom Herrgott auferlegt worden, drückte sie von Woche zu Woche mehr und begann ein recht schweres Kreuz zu werden. Schon volle drei Jahre waren es heute, seit ihr Sohn Karl seine reiche Frau, die stolze Fabrikantentochter heimgeführt, und noch nie, noch gar nie in dieser für ein Mutterherz so entsetzlich langen Zeit hatte die Schwiegertochter nach ihr gefragt, noch gar nie sie zu sehen gewünscht. Was sie von derselben hörte, klang glanzvoll und prächtig; aber was war das alles gegen das niederschlagende Gefühl, ihr zu wenig zu sein, sich von ihr verachtet zu sehen. Karl und seine Gemahlin genossen alle Vergnügungen, besuchten und gaben Bälle. Namentlich die junge Frau wurde nicht müde, sich von einer Zerstreuung in die andere zu stürzen. Sie galt als flotte Reiterin, und ihre Toiletten und ihr Schmuck erregten den Neid von Fürstinnen und Gräfinnen. Wenn sie, ihr Viergespann selber lenkend, durch die Straßen fuhr, hinten auf dem Rücksitze der Kutsche einen Neger als Bedienten, dann standen die Leute still und bewunderten den Glanz, der an ihnen vorüberzog. Mit heimlichem Stolze hörte die Mutter zuerst solches erzählen. „Sie haben's ja", dachte sie und war stolz auf ihren Sohn, der eine solch' gute Parthie gemacht hatte. Als aber kein Abglanz jener Pracht auf sie fiel, da verwandelte sich die Freude in bitteres Leid, das noch größer wurde, als sie fühlen mußte, daß Karl unglücklich war.

Wenn derselbe hie und da allein in die Heimath auf Besuch kam, las das Mutterauge aus jeder Falte seines Gesichtes, wie sehr ihn Leiden des Gemüthes drückten. Was sie an Vorwürfen auf der Zunge hatte, sie drängte es wieder zurück. Sie wollte einen Unglücklichen nicht noch unglücklicher machen.

Erst gestern war er wieder da gewesen. Still und nur den Frieden und die Ruhe seines Vaterhauses in sich aufnehmend, saß er drinnen im Lehnstuhl in der Ecke, seinem Lieblingsplätzchen in entschwundenen seligen Kindertagen. Dann auf einmal fuhr er wieder auf und schritt ruhelos im Wohnzimmer auf und ab. Auf einmal blieb er stehen und blickte zur Mutter auf, als ob er etwas sagen wolle. Die Stimme schien ihm zu versagen. Schwer aufathmend setzte er seinen Gang fort und brach dann kurz, fast ohne Abschied, zur Abreise auf.

Ueber das Alles dachte Mutter Steinlin heute nach, als sie zur Kirche schritt. Drinnen hatte das Orgelspiel schon begonnen, ein weiches, wunderbares Präludium von einem alten Meister. Immer kräftiger schwollen die Töne an, sprachen von Gottvertrauen und Glaubenszuversicht und leiteten über in einen machtvollen Choral.

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Dess', der den Erdkreis lenkt"

sang die Gemeinde vereint mit der Orgel. Kummer und Betrübniß flohen aus dem Mutterherzen. Auch in ihre Seele hatte der heilige Friede des Sonntags Einzug gehalten. Mühselig und beladen war sie zum Gotteshause geschritten, getröstet und erleichtert kehrte sie heim.

Sie und der Vater bedurften dieses Trostes; denn am Mittag langte ein Telegramm an, das all' das Schreckliche zur That machte, was ihnen als unausbleiblich schien und das eines vor dem andern geheim gehalten. Der Krach war da. Karl berichtete,

das Vermögen seiner Frau, das doch so bedeutend gewesen, sei aufgezehrt, sein eigenes ebenfalls. Die Schuldner drängen auf Bezahlung. Seine Frau habe sich mit einem ihrer Freunde, einem bekannten Sportsmanne, nach Amerika geflüchtet. Konnte ihm der Vater nicht schleunigst zwanzigtausend Franken senden, so war er ruinirt, seine Ehre dahin.

Wie ein gebrochener Mann stand Vater Steinlin bei dieser Nachricht; doch kam kein Wort der Klage über seine Lippen. Nur ein ernster Blick streifte die Mutter, als wolle er sagen: „Da hast Du nun Deine reiche Schwiegertochter!" Weinend, ein Bild des Jammers, saß die Mutter im Lehnstuhl.

„Vater, hilf", bat sie, „unser guter Name soll uns erhalten bleiben, mag sonst auch Alles wanken und fallen!"

„Mutter, es ist unser Nothpfennig für unsere alten Tage. Zwanzigtausend Franken bleiben uns, wenn wir von unserm Vermögen das abzählen, was den Kindern zukommt."

Die Mutter rang die Hände.

Endlich entschloß sich der Vater, das Geld zu senden; die Familienehre war ihm heilig. Freilich konnte er nun nicht daran denken, sich baldigst zur Ruhe zu setzen, wie er es immer geplant. Nun mußte von Neuem begonnen werden mit strenger Arbeit und rastlosem Fleiß, um das Verlorene wieder einzubringen und die andern Kinder nicht zu sehr zu schädigen. Aber es mußte sein. Aufrechten Hauptes wollte der wackere Schmied die wenigen Jahre noch durch das Leben schreiten; es sollte Keiner ihm nachsagen können, es sei an Einem aus seiner Familie auch nur ein rother Rappen verloren gegangen.

Noch am späten Abend kam Otto, um dem Vater Mittheilung zu machen, daß Herr Dozetti, auf dessen Rettung er noch immer gehofft, an einem Herzschlage plötzlich verschieden sei. Tief erschüttert erfuhr der Arzt das traurige Schicksal seines Bruders.

Am folgenden Morgen schon in aller Frühe trafen ganz unerwartet mit ernsten und doch glückstrahlenden Gesichtern Agnes und Otto ein. Nach allgemeiner Begrüßung trat Agnes lächelnd wie ein Kind, das seinen Eltern eine Freude machen will, zu Vater und Mutter und fragte freundlich: „Nicht wahr, Sie erlauben, daß ich Schwager Karl aus seiner Noth helfe?"

„Helfen, Sie? Das werden Sie nicht können, Agnes. Dazu braucht es zu viel Geld. Zwanzigtausend Franken werden Sie schwerlich flüssig machen können!" entgegnete der Vater. Erstaunt horchte die Mutter auf. Was kam nur Agnes in den Sinn. War diese vielleicht gekommen, um sich an dem geschehenen Unglück zu freuen?

„Doch, liebe Eltern, ich kann es", erwiderte Agnes bedeutungsvoll. Man fühlte, daß sie die Wahrheit sprach. Die Freude eines edlen Menschenherzens, das einen Andern beglücken will, strahlte aus ihren Augen.

Erstaunt und fragend sahen Alle Agnes an, als Otto begann und erzählte:

„Mein gestern verstorbener Patient, mein lieber Freund Dozetti, hat Agnes zu seiner Universalerbin eingesetzt. Hier ist der gesetzlich beglaubigte Schein."

Otto nahm aus seiner Brieftasche ein Papier und überreichte es dem Vater. Freudig las dieser: Als ich krank und unglücklich wurde, verschwand mein erster Geschäftsführer und ließ dem Prinzipal das Nachsehen. Wenn Ihr diese Zeilen lesen werdet, wird der Prinzipal verschwunden sein und seinem zweiten Geschäftsführer das Nachsehen überlassen. Möge dieses Nachsehen bei ihm und seinen lieben Kinderlein, die mir in meiner Krankheit so oft Blumen gebracht, stets ein recht freudiges sein!" Dann folgten die Stellen, worin er Frau Dr. Steinlin sein ganzes Vermögen vermachte, das sich beinahe auf hunderttausend Franken belief.

„Und nun", fiel hier Agnes ihrem Gatten in's Wort, „bin ich da nicht reich genug, um Karl und den reinen Namen unserer Familie zu retten?"

„Agnes, meine Tochter, wie gut Du bist!" sprach die Mutter beschämt und beglückt zugleich. „O verzeihe mir!"

Mutter und Tochter sanken sich in die Arme.

„Otto, es ist so wie Du in jenem Briefe geschrieben", sagte der Vater, „Du wußtest echtes Gold von Flittergold zu unterscheiden. Ja, wahres Gold ruht im Herzen Deiner Frau, unserer lieben Agnes. Gott segne Euch Beide!"

---

## Eine Ehe zwischen Zahlen und Buchstaben.

1sam, verirrt im tiefen Tann
Die Gräfin saß ver2felt schier.
Da trat ganz 3st ein Jägersmann
Hervor aus dichtem Waldre4.
Als er die junge Grä5and,
Die sich ganz trostlo6altirt
Benahm, bot er ihr seine Hand,
Die 7etzt mit Zähren,
Und hat sie 8sam weggeführt:
Sie ließ ihn gern gewähren.
Beim Abschied gab die Schöne,
Um die Bekanntschaft zu er9,
Nach dieser ersten S10e
Dem Jägersmann ein Stelldichein.
Es trafen sich im stillen Hain
Der Jäger und die 11e
Des andern Tags um 12e.

---